



»Bitte kümmern Sie sich!«

Seit 40 Jahren schützt die Unesco das Welterbe. Mechtild Rössler sieht dabei den Staaten auf die Finger. Ein Gespräch über den Kampf mit Putin, die Niederlage von Dresden und heilige Berge

Die Reisterrassen im philippinischen Banawe sind Welterbe seit 1995 und gelten als besonders bedroht

DIE ZEIT: Wir stellen uns Ihren Beruf als Traumjob vor: ständig auf Reisen, um ein Weltkulturerbe oder Weltnaturerbe zu besichtigen ...

Mechtild Rössler: Ja, es ist ein Traumjob. Und wenn man vor Ort eine Neueinschreibung feiert, wird man tatsächlich umringt von stolzen, glücklichen Menschen. Als das Obere Mittelrheintal 2003 seine Welterbe-Urkunde erhielt, schritt ich an der Seite von Kurt Beck durch die Liebfrauenkirche von Oberwesel, als ginge es um eine Hochzeit. Hintendrein ging Roland Koch, Katja Ebsen sang. Aber ehrlich gesagt, diese festlichen Anlässe sind selten. Meist bedeutet es Ärger, wenn wir unterwegs sind.

ZEIT: Vor 40 Jahren trat die Welterbe-Konvention der Unesco in Kraft. Sie verpflichtete alle Unterzeichner-Nationen zum Schutz anerkannter Stätten. Müssen Sie im Dienste der Unesco den Staaten oft auf die Finger schauen?

Rössler: Ja, wir müssen gelegentlich ins Feld ziehen. Häufig haben wir Erfolg.

ZEIT: Ein Beispiel?

Rössler: Mexiko wollte Ende der neunziger Jahre die größte Salzgewinnungsanlage der Welt ins Naturschutzgebiet El Vizcaino bauen. Die Regierung war sich sicher, dass der Umwelt kein Schaden zugefügt würde. Wir waren mit einem Team von 35 Leuten dort und kamen zu dem Schluss, dass das Projekt die letzte Brutstätte der Grauwale bedrohte. Vier Monate später zog Mexikos Präsident die Pläne zurück. Auch mit Putin sind wir schon aneinandergeraten. Der wollte den Bau einer Ölpipeline in unmittelbarer Nähe des Baikalsees zulassen. Erst nach unserer Intervention 2006 wurde der Verlauf der Pipeline um 400 Kilometer verlegt und das größte Süßwasserreservoir der Welt vor einer enormen Gefahr bewahrt.

ZEIT: In St. Petersburg ist es Ihnen außerdem gelungen, den Gazprom-Tower vom historischen Zentrum wegzurücken.

Rössler: Ja, der soll jetzt neun Kilometer außerhalb der Innenstadt errichtet werden. St. Petersburg ist praktisch die einzige große osteuropäische Stadt, die sich ihren horizontalen Charakter bewahrt hat. Dort ragen nur die Türmchen der Kirchen aus dem Panorama heraus. Der Gazprom-Tower hätte das zerstört. In Riga etwa, dessen historisches Zentrum ebenfalls zum Welterbe gehört, ist die Silhouette längst nicht mehr so homogen. Vor ein paar Jahren fuhr ich dort vom Flughafen in die City und dachte plötzlich: Huch, wo kommt denn dieses Hochhaus her? Das stand doch beim letzten Mal noch nicht da. Ich habe nachgehakt, der lettische Präsident intervenierte, und das Gebäude wurde immerhin eine Stufe zurückgebaut.

ZEIT: Welche Druckmittel haben Sie?

Rössler: Wir drohen mit der Aberkennung des Welterbestatus. Viele Staaten empfinden das als ungeheuren Gesichtverlust. Als die Innenstadt von Wien kurz vor der Aufnahme in die Liste stand, las ich zufällig vom Plan einer neuen Bahnhofüberbauung mit vier Hochhäusern. Zur Einschreibung 2001 legten wir der Stadt dann eindeutig nahe, die Pläne zu korrigieren. Doch die Arbeiten gingen eiskalt weiter. Schließlich mussten wir den Österreicher 2002 klar machen, dass Wiens Zentrum den Welterbestatus auch umgehend wieder verlieren könnte. Als das Bahnhofprojekt gestoppt wurde, hatten die schon 67 Millionen Euro in den Sand gesetzt.

ZEIT: Einmal hat aller Druck nicht geholfen: Dem Dresdner Elbtal hat die Unesco 2009 den Welterbestatus nach dem Streit um die neue Waldschlösschenbrücke aberkannt.

Rössler: Ja. Ich habe damals als Sachverständige vor dem Oberlandesgericht in Bautzen und vor dem Kulturausschuss des Bundestags gesprochen. Ohne Erfolg. Am Ende gab es nur Verlierer.

ZEIT: Das Unesco-Label bringt Ansehen – und natürlich mehr Touristen.

Rössler: So ist es. In Lyon beispielsweise hat sich die Zahl der Besucher nach der Einschreibung der Innenstadt binnen eines Jahres um 29 Prozent erhöht. Dort hat man den Welterbestatus sehr offensiv in den USA bekannt gemacht. Auch in Le Havre stieg der Tourismus um 23 Prozent. Da kamen allerdings vor allem Franzosen. Die wollten wissen, womit sich wohl eine vermeintlich so hässliche Stadt wie Le Havre unser Label verdient hat.

ZEIT: Und?

Rössler: Schönheit ist für uns kein Kriterium. Es geht jeweils um den herausragenden universellen Wert eines Ensembles. Le Havre ist ein außergewöhnliches Beispiel für einen städtebaulich homogenen Wiederaufbau nach dem Krieg.

ZEIT: Ist der Touristenmagnet »Welterbe« nicht eine zweischneidige Sache? Sie wollen bewahren. Doch kaum trägt eine Stätte ihr Siegel, bricht ein Sturm darauf los, den womöglich nicht jeder Ort verkraftet.

Rössler: Mittlerweile verlangen wir Managementpläne als Teil der Bewerbung. Und der Tourismusindustrie versuchen wir zu vermitteln, dass Vermarktung Grenzen hat.

ZEIT: Klingt gut. Hört man auf Sie?

Rössler: Bei Stätten wie dem Tadsch Mahal oder den Pyramiden haben wir kaum Einfluss auf Besuchszahlen. Die werden auch weiterhin überannt. Andererseits gibt es aber auch Stätten, die man überhaupt nicht besuchen kann.

ZEIT: Zum Beispiel?

Rössler: St. Kilda, eine kleine Inselgruppe der Äußeren Hebriden. Bis 1929 lebten dort Nachfahren der Wikinger, dann wurde die Bevölkerung nach Schottland evakuiert. Es gibt sogar eine gälische Oper über den Existenzkampf der Menschen auf den Inseln. Die lebten von getrocknetem Vogelfleisch! Zunächst wurden übrigens die Vogelkolonien als Naturerbe eingeschrieben, dann folgte die Kulturlandschaft. Touristen sind auf den Inseln nicht zugelassen. Die Bevölkerung der Äußeren Hebriden profitiert trotzdem vom Welterbe-Eintrag. Es entsteht gerade ein Besucherzentrum an einer Stelle, von der aus man an klaren Tagen in der Ferne die Inseln sehen kann.

ZEIT: Der Tourismus hat sich in den vergangenen Jahren entwickelt. Seit einiger Zeit boomt etwa die Kreuzfahrtindustrie. Stellt Sie das vor neue Herausforderungen?

Rössler: Allerdings. Meist müssen ja die Gäste dieser überdimensionierten Schiffe alle zur gleichen Zeit etwas besichtigen. Aber zur Altstadt von Dubrovnik zum Beispiel gibt es nur einen schmalen Zugang. Da sagt dann der zuständige kroatische Minister: Wir müssen ein Stück Stadtmauer einreißen, um den Zugang zu erweitern. Und ich sage: Wie bitte? Die Mauer ist doch ein Teil des Weltkulturerbes! Da fängt's schon an.

ZEIT: Und wo hört's auf?

Rössler: In Montenegro steht die Region um die Bucht von Kotor auf der Welterbe-Liste – und die Kreuzfahrt-Industrie droht das Gesicht der ganzen Bucht zu verändern. Da werde ich angerufen: Frau Rössler, Sie müssen kommen, wir wollen eine große Brücke bauen. Ich sage: Haben Sie denn schon Studien zu den Auswirkungen gemacht? Ja, hatten sie. Denen zufolge würden weder die Umwelt noch archaische Grabungsstätten vom Projekt berührt. Uns interessierte allerdings: Welche Folgen würde die Brücke für das Welterbe selbst haben? Dazu gehört schließlich die ganze Bucht, und eine Brücke darf deren visuellen Eindruck nicht schwer beeinträchtigen. Der Tourismus- und der Kulturminister von Montenegro haben dann gesagt: Die Brücke muss aber mindestens 80 Meter hoch sein, wegen der neuen Kreuzfahrtschiffe, die seien nun mal so groß. Das Projekt ist jetzt erst einmal vom Tisch.

ZEIT: Jahr für Jahr werden es mehr Welterbestätten. Kommen Sie da mit der Aufsicht überhaupt hinterher?

Rössler: Wir sind ja nicht ganz allein. Wir bekommen ständig Hinweise, auch von Touristen, die etwa sagen: Die Kalksinterterrassen im türkischen Pamukkale sind nicht mehr so weiß wie vor zehn Jahren – bitte kümmern Sie sich. Außerdem gibt es Partnerorganisationen innerhalb der Unesco, deren Experten Gutachten für uns erstellen. Trotzdem haben Sie recht: Der Schutz der Stätten wird schwieriger. Als ich vor 20 Jahren anfang, gab es 241 Welterbestätten, jetzt sind es 936. Unser Budget lag damals bei 4 Millionen Dollar – und da liegt es immer noch. Ein Tropfen auf den heißen Stein! Wir sind immer auch dabei, Gelder für Schutzmaßnahmen einzuwerben.

ZEIT: Liegt die effektive Pflege der Stätten nicht in der Verantwortung der jeweiligen Staaten?

Rössler: Natürlich. Aber manche Staaten können das nicht leisten. Wir haben fünf Stätten im Kongo, die mussten wir alle auf unsere rote Liste »Welterbe in Gefahr« setzen. Ich war zufällig 1996 an der Grenze zu Uganda, als der Erste Kongokrieg begann. Da mussten wir das Personal in den Nationalparks bezahlen, sonst wäre alles zusammengebrochen. Nur so konnten wir die Wilderer draußen halten und verhindern, dass die letzten Berggorillas umgebracht wurden.

ZEIT: Dass die Welterbe-Liste stetig wächst, liegt auch an einem erweiterten Kulturbegriff. Einer Ihrer Mitarbeiter hat einmal sinngemäß gesagt: Was hier in Europa eine Kathedrale ist, kann in Afrika ein Baum sein.

Rössler: Genau. Früher unterschied man nur zwischen Natur- und Kulturerbe. Es war mein erster Kampf innerhalb der Unesco, 1992 das Konzept der »Kulturlandschaft« durchzusetzen. Damit konnten wir die Konvention für zahlreiche Kulturen aus Afrika, der Karibik und dem pazifischen Raum öffnen. Für die Maori etwa war es auf Dauer inakzeptabel, dass ihr heiligster Berg, der Vulkan Tongariro, nur als Naturstätte betrachtet wurde. Noch im 18. Jahrhundert mussten alle Maori Hüte tragen, weil sie den Vulkan nicht einmal ansehen durften. 1993, als der Tongariro-Nationalpark als erste Kulturlandschaft eingeschrieben wurde, gab es bei der Sitzung des Exekutivkomitees noch Abgesandte, die sagten: Verstehe ich nicht, ich sehe da keine Kultur. Wir haben's trotzdem durchgekriegt. Inzwischen stehen 70 Kulturlandschaften auf der Welterbe-Liste.

ZEIT: 2003 hat die Unesco eine neue Konvention zum immateriellen Kulturerbe verabschiedet.

Rössler: Halt – diese Konvention hat mit dem Welterbe nichts zu tun! Das Welterbe schützt physische Stätten, während die neue Konvention Traditionen, Rituale, überliefertes Wissen in den Blick nimmt, von Tänzen über Mundarten bis zu kulinarischen Sitten. Bevor da der Wildwuchs an Vorschlägen zu arg wird, sollte man in den einzelnen Staaten über Sinn und Nutzen jeder Nominierung nachdenken.

ZEIT: Und wie viel Welterbe muss sein? Musealisierung der Unesco-Status manche Stätten zu stark?

Rössler: Diese Befürchtung ist in der Regel unberechtigt. Man kann sowohl Welterbe-Innenstädte als auch Welterbe-Tempel oder -Kirchen schützen, ohne ihnen das Leben auszutreiben.

ZEIT: Sie sagen »in der Regel«. Gibt es Ausnahmen?

Rössler: Momentan sehen wir mit Sorge nach Osteuropa, wo der Staat Kirchen an religiöse Gemeinschaften zurückgibt. Dabei tritt mitunter der Schutzgedanke in den Hintergrund. Besonders problematisch ist der Fall der georgischen Bagrati-Kathedrale. Die ist als Ruine Teil des Weltkulturerbes. Nun will die dortige Gemeinde den Bau wieder herrichten lassen. Da diskutieren wir heftig über historische Authentizität.

ZEIT: Wie viele der 936 Welterbestätten kennen Sie eigentlich aus eigener Anschauung?

Rössler: Ich würde sagen, etwa 60 Prozent.

ZEIT: Ein Geheimtipp?


Rössler: Dazu darf ich als Diplomatin eigentlich nicht Stellung nehmen. Aber ich kann Ihnen versichern: Als ich das erste Mal vor den Reisterrassen von Banawe auf den Philippinen stand, da habe ich mich gefühlt wie vor dem achten Weltwunder. Es ist unfassbar, dass Menschen über Jahrhunderte so etwas hervorbringen konnten, das zudem immer noch funktioniert. Da bin ich in Ehrfurcht erstarrt.

ZEIT: Wie bewerten die Reisbauern selbst, was sie geschaffen haben?

Rössler: Unterschätzen Sie die Leute nicht. Ich habe durchaus Einheimische getroffen, die sich als Schöpfer und Bewahrer dieser Landschaft sehen. Der Nebeneffekt des Welterbestatus ist natürlich,

dass jetzt die jungen Leute mit dem Tourismus mehr verdienen als ihre Eltern bei der harten Arbeit auf den Reisterrassen. Momentan steht die Stätte auf der Gefahrenliste.

Interview: MERTEN WORTHMANN




Leben erleben.



www.visitazoren.com

- Bei milden Temperaturen 18 Loch Golf spielen.
- Entspannt weiter spielen.
- Abschlagszeiten? Kein Thema.



Batalha Golf Club - São Miguel

GOLF

Mitten im Atlantik liegen neun Inseln, die Azoren. Hier können Golfer auf gepflegten Plätzen inmitten üppiger Natur abschlagen und sich durch weite Ausblicke auf das Meer, die Nachbarinseln oder die umgebenden Landschaften ablenken lassen. Azoren, lebendige, erholsame Orte - täglich gilt es Neues zu erleben.

Furnas Golf Club - São Miguel

